

Die Wahrheit über Tee und Kaffee

Von *Ladislaus Lakatos*

Im Kaffee ist mehr Intelligenz, im Tee mehr Romantik enthalten. Literatur. Das ist so zu verstehen: das Getränk jener, die schreiben, ist der Kaffee, der Tee aber ist vornehmlich ein literarisches Thema, ein Bühnenrequisit. Eine erotische Staffage. Das traditionelle Eisbärenfell und die Tasse Tee sind sozusagen die bürgerlichen Requisiten der Bühnen-Erotik; in der auf mehrere Jahrzehnte zurückblickenden Praxis sind sie, für unser heutiges Empfinden, bereits zu Kitsch und Routine geworden. Dem Ganzen haftet das Ende des vorigen Jahrhunderts an, fin de siècle, Sezession, deutscher und französischer Naturalismus. Die Vergänglichkeit. Außerdem ist der Tee (und das spricht besonders gegen ihn) Symbol. „Eine Tasse Tee“, „Zwei Tassen Tee“, „Drei Tassen Tee“, lauter Gedicht-, Novellen-, ja sogar Lustspieltitel. Dem gegenüber ist der Kaffee kein Titel und kein Symbol. Der Kaffee ist Kaffee. Der Kaffee ist die Wirklichkeit. Der Kaffee läßt uns nicht an das fin de siècle denken, sondern an das achtzehnte Jahrhundert, an Voltaire. Die Aufklärung, das Denken. Bei Tee kann man Liebesbriefe schreiben. Aber bei Kaffee... Bei Kaffee wurde die Enzyklopädie geschrieben. Und bei Kaffee wurden sämtliche Werke von Balzac geschrieben.

Der Tee mit seinen geschminkten Dämpfen, mit seinem emaillierten Teint, mit seinem koketten Aroma und dem bißchen heimtückischen Nachgeschmack, den er in unserem Mund zurückläßt, ist ein weibliches Wesen. Der Kaffee mit seiner schwarzen Askese, mit seinem düsteren und überzeugten Puritanismus ist vollkommen männlich. Tee betäubt, Kaffee regt zum Denken an.

Der Wandel der Zeit ist auch am Dramatiker nicht spurlos vorüber gegangen. Heute schreiben die Bühnen-

autoren ihre Stücke auf den Theaterproben. Das vollzieht sich so: der Autor macht aus der Situation der Szene heraus Vorschläge für den Dialog, die Schauspieler probieren die Sätze aus, die Souffleuse schreibt sie nieder. Kürzlich, an einer Berliner Bühne, entstand ein Streit unter den Darstellern. Die pointenreichen Sätze wollte jeder, die pointenarmen keiner sprechen. Zuerst versuchten die Schauspieler gute Rollentexte einander abzukaufen, dann wurden die Sätze einfach versteigert. Jeder bot für jeden Satz einen bestimmten Betrag: 3 Mark, 5 Mark, 10 Mark, sogar 20 Mark. Der Wirtschaftlich-Stärkste spielte — wie auch im Leben — die beste Rolle. Einige Sätze konnte der Autor überhaupt nicht absetzen. So entstand ein wundervolles Stück, das viel gespielt wurde. W. S.

„Abscheuliche Zeiten“, klagte Paul Haase. „Früher? Da konnt ick meene zwölf Jlas Pilsner wie nischt runterschmettern. Jetz? Muß ick schon nach 'm dritten Jlas en Korn zwischentun.“

Große Bestürzung herrschte im Deutschen Theater, als Kortner aus den Proben zu „Antonius und Cleopatra“ ausschied. Wo sollte man so schnell einen ihm ebenbürtigen Schauspieler für die Titelrolle des Stückes auftreiben? Schon gingen Gerüchte um, die Direktion wolle das Stück überhaupt absetzen. Jedenfalls war die Probenarbeit, die sonst unter Hilperts Leitung immer präzise und auf die Minute genau vor sich geht, empfindlich gestört. Da stürzt plötzlich ein Abgesandter der Direktion, in das chaotisch wallende Parkett mit der Nachricht: „Soeben wurde ein Flugzeug nach Locarno beordert: Moissi wird morgen zur Probe hier sein!“ — „Moissi?“, besann sich Hilpert grübelnd, „Moissi? Ach ja, natürlich — der bekannte Gynäkologe!“

Moissi erhielt dieser Tage den Brief einer verrennerin: „Deine Stimme hat mich entkleidet. Nimm mich!“